

Die Großmutter.

Von Claus Rung-Kauz.

„Gnädiger Herr, bitte, Sir, meine Großmutter ist gestorben.“

Roy Macinnon, kaiserlich chinesischer Zollbeamter in Foochow, sank vernichtet in seinen Stuhl zurück. Die Welt war ihm noch eben so leicht und schön erschienen, und er hatte sich gerade gesagt, daß man doch eigentlich recht beglücklicht lebte hier draußen im Osten. Wah San, eine Perle von einem Boy, hatte sich heute selbst übertraffen. Das Eisgetränk, das er täglich für seinen Herrn bereit hielt, wenn dieser zum Dinner nach Hause kam, hatte er am Munde mit schneeweißem Zucker befrängt, was an diesem glühenden Tage den Gedanken eine angenehme kühle Richtung gab, und das Klirren der Eiskümpfen gegen das Glas klang ordentlich melodisch. Die kleinen Fingerringe hatten ganz delikate Geschmack, und die gebratenen Reisammern, für welche kleinen Bäckel Roy eine besondere Schwäche hatte, waren heute kleine kulinarische Meisterwerke gewesen. Der Kaffee war tabellos und die Zigarre unbedingt eine Manila erster Klasse, kurz, alles war schön und harmonisch, bis Wah San sich in der Tür umdrehte seinen Herrn freundlich ansah und die oben sitzenden furchtbaren Worte sagte: „Gnädiger Herr, bitte, Sir, meine Großmutter ist gestorben.“

Nicht etwa, daß die Verhältnisse im fernen Osten so patriarchalisch wären, daß ein Todesfall in der Familie des Dieners die Herrschaft stets in tiefe Trauer versetzt. Aber die Großmutter des Boys spielt in jedem europäischen Haushalt in China eine bedeutende Rolle. Wie ein Alp bedrückt sie das Haus. Sie ist stets lebend und geht häufig mit dem Tode ab. Doch ist sie jäh wie eine Katze und hat mindestens zehn Leben. So oft den Boy der Freiheitsdrang ergreift, den er gewöhnlich durch mehrtägige Ausschweifungen in einem Singhohaus oder in einer Opiumhöhle stillt, läßt er seine Großmutter sterben und verlangt Urlaub, um sie geizigend zu bestatten. Da nicht es nicht, nein zu sagen; da durch riskiert man höchstens, daß der Diener ohne weiteres verschwindet. Man verflucht also den Boy und seine Großmutter und gibt seine Zustimmung. Der Stellvertreter des Boys, von dem stets versichert wird, er sei der Inbegriff aller Tugenden, erweist sich ausnahmslos als unzuverlässig und ungeheuerlich, zerbricht alles, was er berührt, stiehlt so frech, daß man es merkt, nicht mit Feinheit, Takt und Diskretion wie ein ordentlicher Boy, und wirkt durch sein schlechtes Beispiel demoralisierend auf die übrige Dienerschaft des Hauses. Die Abwesenheit des Boys wird so zu einer einzigen langen Leidenszeit für die Herrschaft.

Ein Wunder also, daß Roy ganz Stimmung in tiefen Trübsinn überging. Nach halbständigen mutlosen Betrachtungen entschloß er sich zu dem Versuch, einen Aufschub zu erlangen, da er im nächsten Monat selbst seine Sommerferien hatte und vierzehn Tage in den Bergen oben zubringen wollte. Wah San, unbedingt der beste Boy in ganz Foochow, stand seit drei Jahren in Roys Diensten, und während dieser Zeit war seine Großmutter bereits drei- bis viermal gestorben. Seit dem letzten Todesfall waren jedoch erst drei Monate vergangen, und Roy stellte seinem Boy daher ernstlich vor, seine Großmutter noch vier Wochen am Leben zu lassen. Wah San lächelte wohlwollend, bei demselben ist, sich nicht zu ergeben, und erklärte, daß der Todesfall dieses Mal etwas Außergewöhnliches sei, ein besonders bössartiger und erster Fall. Seine Abwesenheit in der Nachbarnprovinz sei aus diesem Grunde unbedingt notwendig, da er nach alter chinesischer Sitte die tote Großmutter in ihre Geburtsstadt zurückbringen müsse. Er wolle mit dem Boot am nächsten Morgen südwärts fahren, und er mache es seinem Herrn schonend, aber unerbittlich klar, daß die Angelegenheit für ihn eine Rabinetsfrage sei. Erbitterung im Herzen, mußte Roy schließlich darauf eingehen, den bereits wartenden Vertreter zu inspizieren, und Wah San erhielt die verlangte Freiheit.

Vierzehn Tage waren vergangen. Die Sonne stach auf das alte Rollamt in Foochow hernieder, kein Duftzug rührte sich. Matt und kraftlos hing die grüne Flagge an der Fahnenstange, und ein paar Tragkulis sahen mit den Köpfen an der Hauswand und schnarhten, während einige behende grüne Eidechsen über die gelben Körper der Kulis hinweg eine wohlgeleitete Fliegenjagd anstellten. Im Innern des Pallastes herrschte Stille und Frieden. In der General-Office sah der diese französische Dolmetscher Monsieur Varcroz und Schummerte laut an seinem Arbeitstisch, während die Schweigepflichten langsam, doch unablässig über seine dünen Wangen alliten und in dem Halsband seiner weißen Kravatte verschwanden. Die beiden anderen Köpfe, unter Freund Roy und der Trauer Brandt, betrachteten interessiert den Weg der Schwach-

tropfen auf dem Gesicht ihres Vorgesetzten und gingen schließlich wie gewöhnlich die sehr respektvolle Wette ein, ob heute ein nasser Fleck auf dem Etuoi sein würde, wenn Monsieur Varcroz aufstände — „Jenny loit qui mal y pense“, pflegte Brandt mit züchtigen Mienen hinzuzufügen. Die zur Erzeugung des Flecks erforderliche Feuchtigkeit bedingte meist 102 Grad Fahrenheit, heute zeigte das Barometer nur 100 Grad, doch Brandt behauptete, dennoch hoffen zu können.

Der scharfe Pfiff eines Dampfers auf dem Fluß draußen unterbrach ihre respektwürdige Unterhaltung und weckte ihren würdigen Vorgesetzten. Alle drei stürzten an das Fenster, und Roy wagte kaum, seinen Augen zu trauen. Da kam das Dampfboot der Indo-China-Compagny einige Stunden vor der erwarteten Zeit, den Fluß herauf, und auf dem Vorderdeck stand Wah San, Roys schmerzlich entbehrter Diener. Wenige Minuten später nahm dieser draußen auf der Brücke den respektvollen Gruß seines Boys mit inniger Freude entgegen. Wah San erklärte seinem Herrn, daß seine verstorbene Großmutter nun friedlich in ihrem Sarg an Bord der „Saitan“ unten an der Flußmündung liege, und hat ihn, einen speziellen Zollerausweise ausstellen, damit man ihm die alte Dame ohne weitere Formalitäten ausliefern. Er wollte darauf sofort mit dem Schiffsboot zurückfahren und am nächsten Morgen mit seiner teuren Last heimkehren. Wenn er dann im Laufe des Tages die Leiche in das Familienhaus gebracht hätte, wo sie nach Brauch und Sitte eine Zeitlang bleiben müsse, ehe die eigentliche Beerdigung stattfinden dürfte, würde er seinem Herrn wieder völlig zur Verfügung stehen. Und mit besonderer Genugtuung wurde von Roy ein Dokument ausgefertigt und gestempelt, das den nachhabenden Offizier der „Saitan“ ermächtigte, Wah San den Sarg auszuliefern. Dankbar entfernte sich dieser mit dem Bavier.

In der nächsten Zeit machte man in allen europäischen Häusern in Foochow die Erfahrung, daß allgemein die Dienerschaft immer mehr entartete. Man schimpfte auf die Tragkulis, die scheinbar im Schlaf gingen und jeder in seinem eigenen Lat, was das Eigen im Tragstuhl zu einer Tortur macht, auf die Stöße, die das Essen aus Prinzip verderben zu wollen schienen, und auf die Boys, die ganz unbegreiflich stumpf und schlaf waren. Nicht unbegrifflich für erfahrene Mäde übrigens. Denn diese erkannten bald, daß so matte Augen und ein so gleichgültiges Wesen am Tage nur auf zu viel Opiumgenuss am Abend oder in der Nacht zurückzuführen sein konnten. Allein Wah San, Roys ausgeszeichneter Boy, bildete eine leuchtende Ausnahme, er war stets auf der Höhe, und doch hatte er bei früheren großmütterlichen Todesfällen bewiesen, daß er kein grundsätzlicher Gegner des herausgehenden Wohlgenusses war. Aber diesmal mußte er wohl von höheren und edleren Interessen erfüllt sein, die sich scheinbar auch in seinem Antlitz ausprägten.

Was für ausdrucksvolle Physiognomien diese Mongolen doch im Grunde haben, philosophierte Roy eines Tages, als er Wah San mitgeteilt hatte, daß sein Gehalt um einen Dollar monatlich erhöht werde, man sehe sich nur mal seinen Boy an. In seinem Gesicht liest man die ruhige Freude, die ihm das Glück der Arbeit und die Zufriedenheit seines Herrn schenkt. Und dann betrachte man andererseits das Gesicht von King Chong, dem Eigentümer der meisten Opiumhöhlen Foochows, dieser sehr bekannten Größe — da liest man nur niedrige Lust über einen schmutzigen Gewinn. Auffallend ist es übrigens, wie häufig dieser King Chong in der letzten Zeit geworden ist, unterdrückt sich Roy in seinen Betrachtungen, als der Gegenstand seiner Gedanken zufällig gerade vorüberging und sich mit besonderer Hochachtung verbeugte. Roy konnte sich diese Ehrerbietung nicht erklären. Denn vor diese Opiumverkäufer stand unter dem chronischen Krampfen des Opiumschmuggels, und Roy, der sehr dienstfertig war, ließ stets alle Waren an diesen Kaufmann oder seine Verbindungen forschaftlich untersuchen. Wie King Chong nun dennoch einen Schmuggel hatte ausführen können, blieb ihm rätselhaft. Denn daß eine größere Menge Opium Eingang in den Ort gefunden hatte, war zweifellos. King Chongs strahlende Mienen und die Demoralisierung der Dienerschaft bewiesen nur zu klar, daß Opium nun in Foochow leicht zu bekommen war. Der Teil, den man wissen, was er übrigens in seinem Hause will, dachte Roy, ich hoffe es gelang ihm nicht. Wah San zu einem Hauch zu verlocken.

Doch bald darauf vertief er stumm, der im eifrigen Gespräch mit dem Boy gestanden hatte, allein das Haus, und Wah San ging mit glücklichen Mienen an seine Arbeit. Rein, folgte kein Herr weiter. Wah San hat Charakter, da ist nichts zu befürchten. Dennoch ließ dieser Besuch King Chongs, der sich wieder hier wiederholte, in Roy einen unangenehmen Eindruck zurück, und vergeblich sann er immer wieder darüber nach, wie in aller Welt es ihm be-

noch abermals gelungen sein konnte, das Sollen zu hintergehen.

Doch da, in einer schlaflosen, warmen Nacht, während er sich in seinem Moskstone ungeduldig hin und her warf, leuchtete plötzlich wie ein Blitz die Wahrheit in seinem Hirn auf: des Boys Großmutter! Wah Sans verstorbene Großmutter! Der große Sarg den vor den Fluß heraufgebracht und der Roy seinem Kollegen Brandt gegenüber zu der Bemerkung gereizt hatte, die selbige Großmutter müsse eine ungewöhnlich korrupte Dame sein, — dieser große Sarg war mit Opium gefüllt gewesen! Er, Roy Macinnon, kaiserlich chinesischer Zollbeamter, in Foochow angestellt, um den Schmuggel zu verhindern, hatte mit eigener Hand ein Dokument ausgefertigt, das womöglich — nein, bestimmt — genug Opium einführte, um den Ort für mehrere Monate moralisch und körperlich zu ruinieren! Roy schauderte. Er verstand nun King Chongs Versuch in seinem Hause und seine tief respektvolle, doch gleichzeitig halb ironische Art zu grinsen. Und Wah San! Wah San hatte er seiner Arbeitsfreude wegen Gehaltszulage gegeben. Eine schmutzige Freude über seinen wohlgeleitungen Schmuggel und über das blühende Opiumgeschäft war es, dieselbe niedrige Freude wie in dem widerwärtigen Gesicht seines Kompagnons King Chong. Roy schämte vor Wut. Er wollte sie beide anzeigen. Er wollte — er — nach Hause drehend, schlief er endlich ein.

Er erwachte, als Wah San vorsichtig, fast zärtlich das Netz hob und ihm einen eiskalten Sordet servierte. Roy war fröhlich in der Nacht aus seinem Klub gekommen, der Boy aber besah die glückliche Gabe, zu ahnen, wann der gewohnte Morgentee mit einem dem Gaumen mehr erfrischenden Getränk zu vertauschen wäre — und Roy sah, daß seine Nachpläne schwanden. Er erkannte plötzlich den Humor der Situation.

„Roy“, sagte er, „nun ist also Deine Großmutter endlich gestorben und kann nie wieder sterben. Das letztemal war das allerletzte, wie?“ „Yes, Sir, thank you, Sir“, antwortete der Boy ernsthaft, doch Roy glaubte, ein Winkeln in seinen Augen zu sehen, „das letzte Mal starb sie wirklich, aber, please, Sir“, fügte er hinzu, und Roy hätte darauf schwören mögen, daß sein Diener sich vor verhaltenem Lachen schützte. „Ich habe noch mehrere ein bißchen frante Onkels, das nächste Mal kann vielleicht ein lieber Onkel sterben, das nächste Mal können wir einem Onkel das Leben nehmen.“

Die russische Tänzerin.

Roman von Martin Prokauer.

Gotthold Pietzsch war Student der klassischen Philologie. Er besah einen Kneifer mit Nickerland, den die hinteren Ohr geschwungene schwarze Schnur nicht am häufigen Rutschen hinderte, einen moralischen Standpunkt und einen reichlichen Monatswechsel, den ihm sein Vater mit anerkennenswerter Buntlichkeit schickte. Seine Lage gingen friedlich dahin. Den Lodungen der Verbindungsstudenten, die ihm anfangs auf die Wade gerückt waren, hatte er, mütterlicher Warnungen eingedenk, widerstanden; und sein Herz erquidete eine Photographie der Blonden Pfarrers-tochter aus dem heimatischen Städtchen, die er ab und zu heftig seufzend betrachtete.

Eines Vormittags sah er im Kolleg und schies eifrig, als ihn plötzlich sein Banknachbar antiech: „Sagen Sie mal, möchten Sie heute abend ins Variete „Moderne“ gehen?“ Pietzsch sah ihn verständnislos an. Der Student erklärte: „Ich hab mich nämlich für heute abend ein Logenbillet besorgt, bin aber jetzt plötzlich verhindert. Es wäre schade, wenn's vertie.“

Er hielt ihm einen gelben Zettel hin, den Pietzsch jögern nahm. „Ach werde natürlich den Betrag...“ wollte er noch sagen, aber der Andere hatte schon abgewinkt, raffte seine Tasche zusammen und ging hinaus. Pietzsch blieb sitzen und betrachtete das Billet, während über ihm das Wasserchen der philologischen Brunnens sich plätschernd ergoß.

Am abend ging Gotthold Pietzsch schüchternen Schrittes in das große Variete, dessen prunkende Stuckfacade ihm bisher stets wie ein Wandbild vorgekommen war, hinter dem sich allabendlich unerhörte Dinge abspielten. Nun sah er selbst da und wunderte sich, daß alles ganz brav und ordentlich herging. Das moralische Gefühl, das sich so gern geirrt hätte, fand gar keine Gelegenheit dazu. Er sah ziemlich gelangweilt den Kritiken zu, deren Leistungen er gar nicht recht verstand, und beschaute das Publikum.

Da wurde eine neue Nummer angezigt, und eine schlanke, hübschen wirkende Tänzerin hüpfte an die Rampe, von prächtigen Klatschen begrüßt. Gotthold Pietzsch drückte seinen Kneifer fest und sah auf die Bühne. Sofort suchte er heftig zusammen, denn die Tänzerin da oben war verdammt schön. Gotthold sah, wie er langsam rot wurde, und er

starkaus, um 9 Uhr geschlossen wurde, gingen die Bauern mit den Stühnern schlafen. Jetzt wachte man den Grund zum frühen Schluss. Niemand sollte mehr wachen und helfen. Also gut vorbedacht und prompt ausgeführt. Bis auf das Nächstliegende — da fehlte es an Einfindi, die den Geiz und die Habgucht besiegte. So viel wie möglich soll aus dem Geschäft geschlagen werden. Es scheint in solchen Fällen, als ob der Geiz des zu erbeutenden Gewinnes alle Ueberlegung blendete. Die Versicherungssumme sollte gewonnen und die Möbel nicht verloren werden. Nicht einmal die 500 Fr. für den Schutt will man fahren lassen. — Dieses Außerachtlassen der einfachen Vorsicht wiederholt sich bei den meisten Verbrechen aus Habgucht immer wieder. — So fand man bei einer Feuersbrunst im St. Gallischen das Schlüsselloch zum Spritzenhaus verstopft und noch krasser ist der Fall den ein Gattelmord vor einigen Jahren darstellte. Macht da ein Ehepaar einen Ausflug über einer Strahlen, die hoch am See entlang führt. Der Mann kehrt allein von dem Spaziergang heim und berichtet, daß seine Frau in die Tiefe gestürzt sei. Die ganze Angelegenheit ist verächtlich, denn die Eheleute lebten nicht glücklich und die Frau, nur die Frau, ist seit wenigen Monaten hoch lebensüberföhrt. Die Unglücksstraße ist aber 4 Meter breit. Bei den Nachforschungen ergab sich, daß der Mann im Bahnhofs seines Wohnorts ein einfaches und ein Retourbillet gelöst hatte. Da half kein Leugnen.

Reiseabenteuer in Italien.

Neuer die Behandlung eines englischen deutschen Spions in Italien teilt der Münchener „Gaußler“ Schweiger der Frankfurter Zeitung mit: Am 14. Juni d. J. wurde Schweiger auf einer Reise, die ihn auf eine kurze Strecke durch italienisches Gebiet führte, in der Nähe von zwei Carabinieri in der Straße verhaftet und zur Gendarmenstation in Carminia gebracht. Dort wurde er verhört und gefesselt ins Bezirksgefängnis transportiert, wo er tagelang mit anderen wegen verschiedener Delikte bestrafte Häftlingen unter den übelsten Verhältnissen in einer Zelle untergebracht wurde. Man hielt ihn für einen deutschen Offizier, der Spionage trieb, wobei betont werden muß, daß man ihn nur wegen verbotenen Waffentragens verfolgte. — Am 21. Juni wurde er mit einem anderen Untersuchungsgefangenen am Handgelenk zusammengeschlossen nach dem Bezirksgefängnis transportiert, das ihn wegen verbotenen Waffentragens zu 40 Tagen Haft und 96 Lire Geldstrafe verurteilte, worauf er gefesselt in seine Zelle zurückgebracht wurde. Schweiger legte Verwahrung ein und wurde am 25. Juni zu 35 Tagen Haft und 36 Lire Geldstrafe verurteilt. Da er nicht vorbestraft ist, wurde ihm die Strafe erlassen. Er mußte in seine Zelle zurück, weil er die Gerichtskosten nicht bezahlen konnte. Er telegraphierte um Geld, und am 2. Juli endlich wurde er entlassen, nachdem ihm das Geld einen Tag vorerhalten worden war, daß er längst entlassen worden sei, so daß man ihn ein zweites Mal für verschwunden hielt.

Ein japanisches Heiratsgesch.

Im Gegensatz zu der nüchternen Prosa, in der unsere Heiratsgeschichten gemeinhin abgefaßt sind, befechtigen sich die jungen Mädchen in Japan, wenn sie auf dem dort nicht mehr ungewöhnlichen Wege des Heiratsvertrags einen Gatten suchen, einer Annuit der Sprache und einer Poese des Ausdrucks, die überaus reizvoll wirken. Das erstelt aus der nachstehenden Annonce, die kürzlich in einer großen Zeitung Tokio erschien: „Ich bin ein junges, sehr hübsches Mädchen, meine Haare zeigen die Wellenlinie der Wolke, mein Teint hat den Glanz und die Sammetweiche der Blume, mein Gesicht ist beweglich wie das Blatt der Trauerweide, meine braunen Augen gleichen den beiden Eidechsen des zunehmenden Mondes, ich habe genug an Geld und Gut, um mit meinem Gatten glücklich und Hand in Hand durchs Leben zu gehen und mich mit ihm bei Tag und Nacht des Anblicks der Blumen zu erfreuen. Wenn diese Anzeige einem jungen, intelligenten, lebenswürdigen Mann den köstlichen Reiz zu Gesicht kommt, so diene ihm die Nachricht, daß ich mich mit ihm vereinen und mit ihm dereinst in einem Grade von rotem warmer ruhen will.“

gerin vorbei, Gotthold Pietzsch hörte ein gedämpftes Klatschen, dann kam Petronna Njerjadowska selbst. Sie strich sich die Locken aus dem erhitzten Gesicht und nahm einen gefütterten Seidenmantel, mit dem eine Zofe aufstand ein dicker Herr mit Braut, Zylinder und Brillantknäpfen, der der Tänzerin vertraulich lächelnd den Arm bot.

Da trat Gotthold aus seiner Ecke hervor, rückte den Kneifer gerade, reichte das Rosenbouquet der Tänzerin hin, die ihn erstaunt ansah, und begann mit stockender Stimme: „Wahsan, ot whjowo hierda...“ („mit ganzem Herzen, Herrin“), aber Petronna Njerjadowska, der Stern des Barenreiches, drehte sich zu dem dicken Herrn um, wies mit einer Kopfbewegung auf Gotthold Pietzsch und sagte ungeniert und deutlich: „Sag mal, Willi, wat quatscht der Duffel da für Opren?“

Die Autofahrt.

Eine Geschichte von Alvin Kämmerer.

„Also acht Tage Urlaub hast Du Dir richtig wieder rausgeschunden, Kathrin?“ sagte mit nicht ganz ernst gemeintem Vorwurf der Kommerzienrat Markreiter zu seiner Köchin. „Und nach Krähnensteinthal willst Du!“

„Ja, wenn das Mareiken doch höchst hat, Herr Kommerzienrat! entschuldigte sich Kathrin.“ „Weiß schon, bei was hat immer eine andere Hochzeit? Was geht nun schon an die zehn Jahre so!“

„Wir sind ja man sechs!“ erklärte Kathrin verschämt. „Und Mareiken ist die Letzte!“ „Was auf Dich!“

„Mich mag keiner nicht! Ich bin den Mannens zu hübsch!“ sagte das allerdings auch ganz verteuelt hübsche Mädchen. „Wir könnten Dich auch nicht entbehren, Kathrin. Mit welchem Zug fährst Du denn?“

Mit dem letzten, gegen Mitternacht. Die beiden vorher haben bloß dritter!“ „Alter Geizhagen!“

„Ach was, in vierter sind auch Pünke! Und so lange ich nicht Automobil fahren kann, kriech ich in die vierte Klasse!“

„Aha, Auto möchtest Du also fahren? Nicht übel!“ lachte Markreiter. „Schade, daß unfers schon wieder kapores ist, sonst hättest Du ja mal die große Dame spielen und Deine Sippchaft als Sportsee überreden können!“

„Ja, das sagen der Herr Kommerzienrat so! Well's entzwei ist! Sont!“

„Na, wer weiß, Kathrin!“ lachte er. — Als sie das Zimmer verließen hatte, ging er ans Telephon und verlangte die Nummer eines Führers. „Kann ich Ihr Mietauto heute abend gegen zehn Uhr haben?“

„Ja, das haben wir doch gestern schon abgemacht, Herr Markreiter!“ Der Kommerzienrat stuchte. Er hatte nämlich einen Neffen, dem er zu verstehen gegeben hatte, daß seine galanten Aufmerksamkeit zwecks seien, die er an seine Cousine, des Kommerzienrats Tochter, bei jeder Gelegenheit verschwendete.

„Ach, bitte, sagen Sie mir doch, was mein Neffe mit Ihnen verabredet hat.“

„Gente abend — allerdings schon um neun — steht das Auto zu Ihrer Verfügung. Er kommt selbst und fährt Sie nach Leipzig zur Wesse!“

„Ganz recht! Ach danke Ihnen!“ War Marietta dem blendenden Belagerer doch ins Garn gegangen? Pünke! begann er sich auch darauf, daß er sie gestern vor den Schmuckkästern ihrer toten Mutter getroffen hatte. Er sah nach. Wahrscheinlich, die kostbarsten Stücke fehlten.

„Wer ist da?“ fragte sie, als er an ihre verschlossene Tür klopfte. „Dein Vater, Kind!“

Ein Blick durch das Zimmer überzeugte ihn, daß sie allerhand Wäsche und Garderobe ausgewählt hatte. „Ich sehe, Du willst verreisen, Marietta!“ lautz er ebenhin. „Darf man fragen wohin?“

Da fing sie ganz plötzlich an zu weinen.

sch, um seine Verwirrung zu begründen, in das Publikum. Aber die Gesichter der Herren waren alle hinter Operngläsern verschwunden, die ihre kleinen spiegelnden Fenster nach der Bühne richteten.

Gotthold blätterte im Programm: „Petronna Njerjadowska“ stand da, „russische Tänzerin, der Stern des Barenreiches“.

Gotthold blühte wieder nach vorn: da wirbelte die russische Tänzerin umher, warf die schlanken Beine, spannte sich in den Hüften und schüttelte die schwarzen Locken, daß es Gotthold Pietzsch immer wunderlicher zu Mut wurde. Langsam versank in ihm die klassische Philologie, immer öfter rutschte der Kneifer und immer glühender wurden seine Augen.

Während der kurzen Pause zwischen dem ersten und zweiten Tanz hatte sich rasch vom Logendiner ein Opernglas geliehen, und als die Russin wieder kam, sah er sie noch deutlicher. Mit ihren blanken, schwarzen Augen feuerte die Tänzerin tüchtig in die Zuschauer, die immer heftiger applaudierten. Am lautesten Gotthold. Er sah da und starrte die Njerjadowska an, jeder Blick und Handfuß schien ihn zu treffen, und ihre schlanken Beine verführten sein Herz.

So kam die große Leidenschaft über den stud. phil. Gotthold Pietzsch.

Am nächsten Abend sah er wieder im Variete und sah neue Namen und Duale. Die klassische Philologie freute ihn nicht mehr, er hatte nur noch ein Ziel: Petronna Njerjadowska. Ihren Namen sagte er so oft vor sich hin, bis er ihm wie Butter auf der Zunge gerging. Russische Lieder träumte er sich dazu, Märkte voll russischer Bauern, Tänze in lärm-erfüllten Wirtshäusern und die Schwermut der weiten russischen Ebene. Petronna Njerjadowska brachte sein ganzes Denken und Trachten in Unordnung.

Aber das Eigen im Variete und das Anstarren genügte ihm auf die Dauer nicht. Er hätte sie sprechen mögen, ihr sagen mögen, was sie aus ihm gemacht — aber wie konnte er? Sie war Russin, und er sprach kein Wort Russisch. — Doch wozu war er Student! Philologie! Er würde einfach Russisch lernen.

Gotthold Pietzsch war eben voll jugendlichem Übermut und im Leben wie in der Liebe unerfahren, deshalb glaubte er, daß russische Tänzerinnen Studenten der Philologie lieben können. Zunächst begab er sich in eine Buchhandlung und suchte russische Lehrbücher. Er erwarb: „Russisch in zehn Voktionen“ und „Der perfekte Russe in der Westentasche“.

Mit diesen Büchern besdwert ging er nach Hause und hegte seinen Verstand, der an lateinischen Klassikern das Würfeln gelernt hatte, in die neue, fremde Sprache hinein. Nach zwei Wochen hielt er einmal inne und recapitulizierte. Er konnte schon eine ganze Menge: „Anje stanowitja toshno...“ zu deutsch: „Wir wird sehr unwohl!“ (aus „Der perfekte Russe“, Gespräch auf dem Dampf-schiff) glitt schon ganz leicht über die anfangs störrische Zunge.

Als er sich aber vorstellte, daß er nun zur Tänzerin Petronna gehen könnte, sah er ein, daß er mit diesen Redensarten doch nicht ganz das ausdrücken konnte, was er im Herzen trug. Und auch die andere Perle seines Sprachschatzes (aus „Russisch in zehn Tagen“): auf die er so stolz war: „Prinjite mnje, dohalustja, platjanju schotok!“ („Bitte, bringen Sie mir eine Kleiderbürste“) schien ihm als Beginn eines Liebesgesprächs gleichfalls nicht passend. Er ließ also die Lehrbücher liegen und suchte einen russischen Lehrer. Auf die Empfehlung eines anderen Studenten hin begab er sich zu einem Russen, der nach einer neuen, außerordentlich fördernden Methode unterrichtet sollte. Der Lehrer, ein riesiger Mann mit unaehner vielen Quarten im Gesicht, empfing Gotthold voll Würde und nahm ihm zunächst das Sonorat für einen Monat pränumerando ab.

Dann begann er den Unterricht. Er wies auf den Tisch, sah Gotthold finster an und sagte: „Stoll!“

Gotthold sah sich ängstlich um. — Endlich verstand er und wiederholte: „Stoll! — der Tisch.“

Der Russe fuhr mit seinem Anschauungsunterricht fort, und als zehn Tage um waren, konnte Gotthold Pietzsch alle Gegenstände, die in einer Wohnung stehen, auf Russisch besagen. Er wollte fast verzweifeln, denn auch damit konnte er keine Verbesserungen machen. Schließlich wandte er sich an einen russischen Studenten, der mit ihm das Kolleg besucht, und ließ sich von ihm eine wohlüberdachte Kunde voll Innigkeit und Liebessehnsucht überlegen.

Diese lernte er auswendig, und als er sie geläufig konnte, kaufte er ein unwahrscheinlich dieses Rosenbouquet und ging wieder in das Variete. Dort gab er den Partiers und Theaterdienern talerweise Trinkgelber, bis sie ihn hinter die Bühne in eine Ecke führten, wo er während der elektrischen Schalltaste für die Violoncello und dem Häkchen eines überlebenden Hundes die Angebetete erwarten sollte.

Endlich war die Nummer der Tänzerin.